

Berndt, Frauke/ Tonger-Erk, Lily (2013): *Intertextualität*. Berlin: Erich Schmidt (= Grundlagen der Germanistik 53), 292 S. ISBN 978-3-503-13758-9.

In ihrem Buch zur *Intertextualität*, das 2013 beim Erich Schmidt Verlag erschienen ist, möchten die Autorinnen Frauke Berndt und Lily Tonger-Erk einen Überblick über die Entstehung und die Entwicklung des Intertextualitätsbegriffs sowie über die wichtigsten Forschungs- und Klassifikationsansätze geben. Das Buch selbst ist inklusive Einleitung in sechs Kapitel gegliedert. Der Titel ‚Intertextualität. Eine Einführung‘ lässt zunächst vermuten, dass das Buch die Forschungsergebnisse der ganzen Philologie umfasst. Doch schon im ersten Satz der Einleitung, in dem steht: „Kein literarischer Text entsteht aus dem Nichts“, (S. 7) deklarieren die Autorinnen dieses Buch als literaturwissenschaftliches.

In den ersten drei Kapiteln werden zunächst Autoren/innen genannt, die mit ihren Arbeiten zur Entstehung des *Intertextualitätsbegriffs* und dessen weiterer Entwicklung beitragen. Es geht nämlich zunächst um Michail Bachtin und seinen Begriff „Dialogizität“ aus den 20er Jahren des 20. Jh. sowie Julia Kristeva fünfzig Jahre später, die den Begriff „Intertextualität“ als zentrale Kategorie einer Texttheorie einführt, die durch unterschiedliche Metaphern wie *Gewebe, Netz, Echokammer* (Barthes) oder *Pfropfen* (Derrida) dargestellt wird. Später werden noch bekannte Typologien und Klassifikationen intertextueller Beziehungen vorgestellt. Gemeint sind die Arbeiten, die in den 1980er Jahren entstanden und unter unterschiedlichen Aspekten unterschiedliche Typen des Intertextualitätsbegriffs beschreiben: Michael Riffaterre und der literatursemiotische Aspekt, Gérard Genette und der strukturalistische Aspekt, Ulrich Broich und Manfred Pfister und der kommunikationstheoretische Aspekt sowie Renate Lachmann und der kultursemiotische Aspekt. Dabei halten die Autorinnen die Genette'sche Typologie für den Maßstab bei der Klassifizierung von unterschiedlichen Typen der Intertextualität.

Es werden also zunächst stufenweise unterschiedliche Intertextualitätstheorien präsentiert.

Diese Theorien werden in ihrer historischen Entstehung sehr ausführlich erklärt, sind aber m. E. für den unerfahrenen Leser oft nicht einfach zu verstehen. Sofern dieses Buch auch als Lehrbuch für Studierende zu verstehen ist, wäre ein Beginn mit verständlicheren und mehr analysepraxis-orientierten Beispielen am Anfang sicherlich gut, um danach auf die Notwendigkeit und Möglichkeiten von Theorien hinzuweisen. Es ist nicht unbedingt nötig, dass bei einem der ersten präsentierten Beispielen aus der Literatur, Grimmelshausens *Simplicissimus* als Beispiel der Intertextualität mit Bezug auf die Bibel, die

Erklärung zusätzlich durch Begriffe wie „polyphone Integration“ und „Medialität von Stimmen“ erschwert wird (S. 27). Wenn die Autorinnen die Intertextualität am Beispiel des Textes *Lebt wohl!* von Annette von Droste-Hülshoff zusammen mit der „Poetik des Bruchs“ erklären, schreiben sie Folgendes:

„In *La dissemination* wendet Derrida das Bild des Aufpropfens auf Philippe Sollers Experimentalroman *Nombres* (1968) an [...]. Sollers – 1960 Mitbegründer der französischen Avantgarde-Zeitschrift *Tel Quel* – steht Derrida in vielerlei Hinsicht nahe. In der Tradition von Stéphane Mallarmé, der Surrealisten und Maurice Blanchot zeichnen sich seine Texte durch die Verbindung von Praxis und Theorie aus“ (S. 59).

Jedenfalls ist dem Leser nach der Lektüre dieser Zeilen klar, dass es sich hier um einen stark literaturwissenschaftlichen Ansatz handelt, der sehr gute Grundlagen in Literaturwissenschaft voraussetzt und den Intertextualitätsbegriff im Kontext der literaturwissenschaftlichen Theorien erklärt. Sprachwissenschaft wird höchstens dann erwähnt, wenn sich die Autorinnen auf diese berufen, um zu zeigen, dass Text vielmehr ist als nur das Rein-Schriftliche (S. 7), wodurch die Erweiterung des Textbegriffs und damit des Intertextualitätsbegriffs auf andere Medien (Bild, Film, Musik) im Buch im Sinne „Alles ist Text“ (vgl. S. 230) gerechtfertigt wird – obwohl die Relation geschriebener Text – gesprochener Text, semiotisch gesehen, eine andere ist als die Relation Text – Bild/Musik/Film. Offensichtlich wird hier alles, was interpretierbar, also zeichenhaft ist, als Text verstanden, ohne Berücksichtigung dessen, ob es sich bei diesem interpretierbaren Etwas um ein kommunikatives (Symbole oder Ikonen) oder ein natürliches Zeichen (Symptome) handelt.

Damit schaffen die Autorinnen den Übergang von den ersten drei Kapiteln, in denen es primär um Text-Text-Beziehungen geht, in die nächsten Kapitel, in denen sie mit vielen Beispielen den Intertextualitätsbegriff auf andere semiotische Systeme übertragen und ihn somit erweitern und dehnen, ohne klar zu sagen, wo er aufhört. Zunächst wird im fünften Kapitel der Intertextualitätsbegriff als *Intermedialität* verstanden, wenn sich Intertextualität „auf Texte unterschiedlicher Medialitäten bezieht“ (S. 157). Damit sind Bezüge Text-Bild, Text-Film und Text-Musik gemeint. In diesem Kapitel werden interessante Überlegungen und Möglichkeiten beschrieben, die sich unter dem Aspekt der Intertextualität betrachten lassen und bei der Interpretation von „Texten“ helfen sollen. Im letzten Kapitel geht es schließlich um Beziehung Text-Kontext, in welchem mit Verweisen auf Greenblatt, Baßler, Bromfen und Link die intertextuelle Relation zwischen literarischen Texten und kulturellen Phänomenen beschrieben wird. Somit wird auch Kultur als Text verstanden – eben im

Sinne „Alles ist Text“. Allerdings ergeben sich beim Ansatz „Alles ist Text“ weitere Fragen: Texte entstehen nämlich immer in einer Kultur, sind natürlich von ihr inspiriert und prägen sie dann weiter. Inwiefern kann man dann von einem intertextuellen Bezug zwischen Text und Kontext/Kultur sprechen? Es ist vielmehr so, dass die Kultur nicht ein Text, sondern ein Diskurs ist, im Rahmen dessen einzelne interpretierbare Zeichen, allerdings nur kommunikative, in einem „intertextuellen“ Bezug stehen? Folglich wäre Intertextualität ein Bindeglied zwischen medial ganz unterschiedlichen Produkten des menschlichen Geistes, somit eine Voraussetzung für Kultur. Damit käme die Intertextualität dem Weltwissen, dem Kulturgedächtnis oder der gemeinsamen Erfahrung gleich und würde sich schnell erübrigen.

Deshalb halte ich die Bemühungen um die Ausdehnung des Intertextualitätsbegriffs auf andere Zeichen- bzw. Symbol-Systeme für den Intertextualitätsbegriff selbst für gefährlich.

Die Autorinnen bemühen sich leider nicht um Einbeziehung linguistischer Arbeiten zum Thema Intertextualität, obwohl linguistische Forschung zu Intertextualität (siehe z. B. Janich 2008), aber auch zu Redewiedergabe und Modalität (z. B. evidenziale Modalität bei Palmer 2001: 35–51) viel zu bieten hat. Indem sie die sprachwissenschaftliche Forschung zu diesem Thema unberücksichtigt lassen, erkennen sie, dass der wichtigste Unterschied zwischen literarischen Texten einerseits und Gebrauchs-, Zeitungs- oder wissenschaftlichen Texten andererseits genau darin liegt, dass in literarischen Texten Intertextualität sprachlich nicht markiert wird, sondern ‚schweigend‘ vorausgesetzt und dem Leser die Fähigkeit zur selbstständigen Bezugnahme unterstellt wird. Ich spreche hier von Signalen, die dem Leser die intertextuelle Bezugnahme explizit machen. Im Allgemeinen geht es also um die Frage: Wann soll man von Intertextualität sprechen? Schon dann, wenn der Textproduzent den Text intertextuell formuliert, oder erst dann, wenn der Textemittent es eindeutig erkennt? Einerseits sind Texte nicht (ganz) zu verstehen, wenn man die intertextuellen Bezüge nicht erkennt, andererseits kann man diese Bezüge nicht immer erkennen: z. B. wenn man den Bezugstext nicht kennt. Deshalb halte ich die Thematisierung des Problems „Wann ist ein Text oder ein Textteil intertextuell?“ sowie das Vorkommen bzw. das Fehlen von Signalen der Intertextualität im Kontext der Intertextualität für notwendig in einem Buch, das für sich den Anspruch stellt, eine Einführung in Intertextualität zu sein. Die Signale der Intertextualität sind die sprachlichen Ausdrücke oder Zeichen, mit denen der Autor zu erkennen gibt, dass an einer bestimmten Textstelle Bezug auf einen anderen Text genommen wird und der Leser den Bezug erkennt und infolgedessen den Text interpretiert. Das ist manchmal schon an ‚klassischen‘

Texten schwer genug und an Bild-, Film- und Musik-Texten ist das noch viel schwieriger. Schauen wir uns das Problem am Beispiel zweier Gemälde von der Seite 10. des Buches an: das eine, ‚La Fornarina‘, ist von Raffaello Sanzio (1518–1520) und das andere, ‚Untitled #205‘, von Cindy Sherman (1989). Auf den beiden ist eine junge Frau zu sehen. Beide Frauen haben die gleiche Körperhaltung und sind gleich gekleidet. Es ist unverkennbar, dass das eine, historisch jüngere, dem anderen, historisch älteren, ähnelt. Aufgrund dieser Ähnlichkeit soll das jüngere Gemälde seinen Sinn bekommen, also interpretiert werden. Die Frage ist jedoch: Was ist, wenn der Rezipient das ältere Gemälde gar nicht kennt und den Bezug nicht herstellen kann? In diesem Buch finden wir keine Antwort auf diese Frage, dafür aber viele gute Beispiele, wie man Texte in ihren Bezügen, auch wenn sie nicht unbedingt als intertextuell betrachtet werden sollen, zu anderen Medien, die man nicht unbedingt als Texte verstehen muss, analysieren kann. Deswegen findet dieses Buch sicherlich seinen Wert für zukünftige Untersuchungen der Medienphilologie.

Vedad Smailagić

Literaturverzeichnis

- JANICH, Nina (2008): Intertextualität und Text(sorten) vernetzung. In: JANICH, Nina (Hrsg.): *Textlinguistik. 15 Einführungen*. Tübingen, S. 177–198.
- PALMER, Frank R. (2001): *Mood and Modality*. 2. Ausgabe. Cambridge.

Bartoszewicz, Iwona / Malgorzewicz, Anna (Hrsg.) (2013): *Studia Translatorica 4. Kompetenzen des Translators. Theorie – Praxis – Didaktik 4*. Wrocław; Dresden: Neisse Verlag, 358 S. ISBN 978-83-7997-004-5, ISBN 978-3-86276-115-9, ISSN 2084-3321.

Die Publikation ‚Studia Translatorica 4. Kompetenzen des Translators. Theorie – Praxis - Didaktik‘ enthält eine ganze Reihe von interessanten zeitgenössischen Anregungen für die Übersetzungstheorie und -praxis.

Die Translationsdidaktik gehört in der Tschechischen Republik größtenteils immer noch zu den jungen Wissenschaften. Eine Hilfe für diese Disziplin stellt der vorliegende Band dar:

Bei dem Band (hg. im Jahre 2013 von Iwona Bartoszewicz und Anna Malgorzewicz) handelt es sich um ein vielschichtiges Werk, deren Positiva ich mich in dieser Rezension näher widmen möchte. Diese